

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreber.

12.

Am andern Tag kam Lorenzen erst gegen Mittag ins Atelier, denn da es schon Morgen war, als er sich ins Bett legte, so hatte er wie gewöhnlich lange geschlafen. Schweigend verrichteten beide ihre Arbeit, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Noch niemals hatten sie sich so getrennt wie gestern, und sie hätten es für undenkbar gehalten, daß der eine den andern jemals im Stich lassen könnte, sobald es sich um ein mannhaftes Eintreten handelte. Kempfen empfand den Vorgang wie eine Art Schmach, nicht nur für sich, sondern für beide, denn was war es anders, als daß man ihn sozusagen hatte gehen heißen, ihn, den Gast, der eigentlich nur dem Freunde zuliebe die Einladung angenommen hatte! Es tat ihm weh um Lorenzens willen, dem er in Sturm und Drang getreulich zur Seite gestanden hatte und in dem er sich nun so unerwartet getäuscht sah. Wenn er sich vorstellte, was er in einem ähnlichen Falle getan haben würde! Sicher wäre er keine Minute länger geblieben, hätte er die fröhlichste Gesellschaft geopfert, keine Rücksicht auf Namen und Stand genommen, um die gute Kameradschaft zu beweisen.

Endlich fand Lorenzen diesen Zustand unerträglich, dem er durch eine Art Entschuldigung ein Ende machen mußte. Kempfen aber winkte sofort ab, indem er meinte, er habe alles bereits vergessen. Erst als Lorenzen, der ihm das Gegenteil ansah, wortreich wie immer, die Sache so drehen wollte, als hätte er gar nicht anders handeln können, um Heilke nicht vor den Kopf zu stoßen, taute Kempfen auf.

„Jeder nach seiner Ueberzeugung,“ knurrte er; „Du trägst die Deine dort zu Markte, das sehe ich schon. Mach es ruhig mit Dir ab, ich bin mit meiner Meinung fertig.“

Lorenzen fühlte sich gereizt. „Was hat denn die Ueberzeugung damit zu tun, Herrmann?“ brauste er auf, noch den Weindunst im Kopf, „ich war nur ein bißchen schlau, ich wollte uns den Mann halten.“ Und als Kempfen abermals abwinkte, fuhr Lorenzen um so erregter fort: „Na, und so ganz unrecht hat er nicht mit Walzmann; er ist doch auch verbludert.“

„Da wunderst mich nur, daß Du soviel mit ihm gelumpt hast,“ quetschte Kempfen wieder hervor.

Nun wurde Lorenzen heftig, was nur in den äußersten Fällen vorkam; und Kempfen blieb ihm nichts schuldig. Es war, als müßten sie sich endlich einmal gründlich aussprechen, getrieben durch einen inneren Widerspruch, den sie sich nur nicht eingestehen wollten. Unwillkürlich gerieten sie in ihr heimatliches Platt, das die Grobheiten wesentlich milderte. Dann wollte Kempfen dem Streit ein Ende machen. „Was sagen Sie denn dazu?“ warde er sich an Klara, die ruhig dabei saß und zuerst voll Bewunderung, dann aber mit einem gewissen Behagen zugehört hatte.

„Ich muß Ihnen recht geben,“ erwiderte sie fest. „Mir scheint, als liege es Herrn Lorenzen nur daran für Professor Heilke Partei zu nehmen.“

„Na, da hörst Du's ja,“ sagte Kempfen, als hätte er soeben die Worte eines weisen Richters vernommen.

„Weiber können über solche Dinge gar nicht mitreden,“ warf Lorenzen verächtlich ein, erfüllt von dem Wunsch, sich das nächste Mal für diese Vorwitzigkeit gehörig zu rächen.

„Manchmal sehen sie weiter als die Männer,“ sagte sie altflug. „Ueberhaupt „Weiber“, wie ich das finde! Sie werfen immer gleich alles in einen Topf.“

„Ja, darin ist er groß,“ brummte Kempfen und hielt den Streit nun für abgetan.

Lorenzen jedoch konnte sich noch nicht beruhigen. Es nagte etwas an ihm, was ihm die Galle in die Höhe trieb. Er fühlte es: Dieses Mädchen mit ihrem Doppelspiel hatte die Absicht, ihn bis zu einem gewissen Grad verrückt zu machen, um sich an seinem Zustand zu weiden und dann mit aller Vernunft zu Kempfen zu halten, den sie weder liebte noch fürchtete, sondern nur achtete. Und er schwor sich im Augenblick, daß sie niemals ganz von dem Freunde Besitz ergreifen sollte, welche Mittel er auch anwenden müßte, um es zu verhindern; denn er sah nur zu gut, wie sich Kempfen immer mehr in ihr

Netz verstrickte, das sie fast unbewußt auswarf, nur durch die Macht ihrer Schönheit, ihrer jugendlichen, unberührten Frische, der ein feltamer Zauber entströmte. Noch zu unerfahren, um zu kokettieren, tändelte sie nur mit beiden, aber siegreich wie der junge Sommer, der mit seiner Herrlichkeit die Herzen der Menschen öffnet.

Sie hatten draußen um die Laube ein paar Beete, die sie in jedem Frühjahr zu bepflanzen pflegten, um sich das verfallene Gärtchen ein wenig nutzbar zu machen. Sörgel, der für solche Dinge Verständnis hatte, war bei der Arbeit, und so ging Kempfen zu ihm hinaus.

Lorenzen benutzte diese kurze Zeit, um rasch einige Worte mit ihr allein zu wechseln. „Haben Sie denn schon alles zwischen uns vergessen?“ fragte er mit freundlicher Miene.

„Ich habe nichts vergessen,“ erwiderte sie bestimmt, mit unergründlichem Blick.

„Dann begreife ich Ihr Verhalten gegen mich nicht,“ fuhr er fort.

Sie verzog die Schultern. „Vielleicht versteht Fräulein Heilke Sie besser. Deshalb haben Sie auch gestern wohl nicht den Mut gehabt, für Herrn Kempfen einzutreten.“

Verständnisvoll riß er die blauen Augen auf, die heute auffallend klein erschienen; und leise pfiß er vor sich hin, da er sie jetzt zu durchschauen glaubte. Also daher ihr Groll und ihre Abneigung gegen ihn! „Ich würde Ihnen ja manches erzählen können, aber ich traue Ihnen nicht mehr,“ sagte er wieder. „Sie sind ja sonst ein ganz vernünftiges Mädel, das überdies unsere Verhältnisse kennt.“

„Schießen Sie nur los, Herr Lorenzen,“ ermunterte sie ihn mit einem grobartigen Kopfnicken.

„Dann müßten wir schon mal ganz allein sein,“ sprach er weiter und steckte eine bedeutende Miene auf.

„Das sind wir doch jetzt.“

Mergerlich schüttelte er mit dem Kopf. So meine er es nicht; längere Zeit möchte er mit ihr plaudern, und zwar an einem anderen Orte. Heute oder morgen abend böte sich vielleicht Gelegenheit dazu, wenn sie wolle und einmal ein Vergnügen nicht scheue. Er sei lange nicht im Theater gewesen, und wenn er sie einladen dürfe —. Aber sofort wurde er unangenehm brüht von ihrer Frage, ob Kempfen mitkomme, was sie voraussetze. Dann würde sie gern dabei sein; die Freunde müßten sich doch wieder vertragen, und es würde jedenfalls sehr schön sein, wenn sie einmal alle drei so gemütlich beisammen säßen und sich amüsierten. Aber mit ihm, Lorenzen allein . . . ? Lieber nicht! „Nein, nein — Sie können nie nach Hause finden,“ rief sie ihm lachend zu. „Und dann müßte ich bei Ihnen aushalten. Sie gingen aus einem Lokal ins andre, und wer weiß, was dann alles würde . . .“

„Eigentlich haben Sie recht, Sie mögen mich ja doch nicht,“ sagte er dann mit gemachter Gleichgültigkeit.

„Na, sehen Sie . . . Sie sind mir viel zu stürmisch. Fräulein Heilke liebt das sicher mehr, die sieht mir ganz danach aus.“

„Ach, lassen Sie doch die Dame aus dem Spiel,“ fuhr er sie plötzlich an, so daß sie hochrot wurde. Schon hatte sie überlegt, ob sie doch nicht einmal mit ihm das Berliner Leben durchkosten solle, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen, als er diese Gedanken roh durchschnitt. „Sie betonten ja das Wort „Dame“ so, entfuhr es ihren bebenden Lippen. „Bin ich denn keine?“

„Nein, das sind Sie nicht,“ erwiderte er schroff. „Sie sind nur ein Mädchen, wenn vielleicht auch ein recht liebes und süßes.“

„Danke für Obst,“ sagte sie trocken.

„Und obendrein unser kleines Haustierchen, wie Fräulein Heilke Sie gestern nannte,“ fuhr er launig fort. „Denken Sie mir, sie weiß, daß Sie bei uns sind, sozusagen als Wirtschaftsanhängsel. Ohne Sie zu kennen; sie hat es auf Umwegen erfahren.“

„Dann sagen Sie ihr nur nächstens, Herr Lorenzen, daß es Haustierchen gibt, die auch Fragen können.“ Nun war sie blaß geworden; ihre Brust ging heftig auf und nieder, während kalter Zorn aus ihren Augen sprach.

„Wenigstens schnurren die Katzen manchmal, wie ich jetzt bemerke,“ sagte er spitz, von Ingrimm erfüllt darüber, seinen ganzen Plan durchkreuzt zu sehen; denn bevor Herr von Neuz-

Dahl sich am Abend vorher verabschiedete, hatte Lorenzen ihn beiseite genommen und sich mit ihm an einem der nächsten Abende verabredet, ohne daß Kempen es zu wissen brauche. Er wollte sich dem alten Don Juan noch angenehmer machen, indem er ihn mit Klara überraschte. Zu Kempen würde sie sicher nicht gepflandert haben, und wenn er es durch sie erfahren hätte, so wäre seine, Lorenzens Lebensanschauung, dadurch nur bestätigt gewesen; Kempens reine Begeisterung wäre gesunken und das Modell nur Modell geblieben. Aber was jetzt nicht eintrat, konnte noch später geschehen.

Kensdahl tauchte am anderen Tag auf, medierte nach seiner Art im Atelier herum, lobte den Denkmalsentwurf, fand sich aber wenig befriedigt, als die Modellierung nichts Uhergewöhnliches bot und seine Späzchen bei Klara keinen Anklang fanden. Er zeigte sogar ein saures Gesicht, als er ging, und selbst sein letzter Witz zu Lorenzen draußen vor der Tür: „Aber, mein lieber Sohn, ja eh, unsre Stammutter Eva hat sich doch nicht als Nonne gezeigt.“ Klang sehr geschraubt. So blieb ihm nichts anderes übrig, als den Trost für spätere Zeiten mitzunehmen und das übliche Diner wieder allein mit den Künstlern zu teilen.

Das machte Lorenzen noch wütender, und die bitteren Wortvillen, die er Klara heimlich zu kosten gab, verschärften sich von Tag zu Tag; aber sie ertrug es lachend, innerlich allerdings von Schmerz erfüllt über diesen Mann, für den sie in ihrem Herzen ein hübsches Plätzchen übrig hatte, der sie aber so ganz und gar nicht zu behandeln verstand.

Lorenzen ging jetzt des Abends seine eigenen Wege, und Kempen hinderte ihn nicht daran. Er griff sogar auffallend bereitwillig in die Tasche, um ihm das nötige Bummelgeld zu geben, denn noch immer führte er die gemeinliche Kasse. Einmal, als Lorenzen seinen Wunsch etwas ungeberdig geäußert hatte, stellte er sie ihm ganz zur Verfügung, was Lorenzen in eine gewisse Beschämung versetzte, so daß er betrübt sagte: „Aber, Herrmann, was habe ich Dir eigentlich getan? Es hat doch jeder von uns seine Fehler.“ Und als Kempen ihm in die blauen Augen blickte, brachte er stammelnd nur einige Worte hervor, ganz in Verwirrung geraten über diesen Vorwurf. Sofort gab ihm Lorenzen die Erklärung für sein ewiges Ausgehen. „Siehst Du, das ist nun so. Ihr beide sitzt da jetzt jeden Abend zusammen, na, und da möchte ich nicht gern stören. Aufrichtig gestanden, ich kann sie gar nicht mehr leiden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Straußenhandel.

Von G. G. Wells.

Da wir gerade bei Preisen für Vögel sind — ich hab' einmal einen Strauß gesehen, der dreihundert Pfund einbrachte, — erzählte der Konservator aus den Reiseerinnerungen seiner Jugendjahre, „Dreihundert Pfund!“

Er sah mich über die Brille weg an. „Und einen zweiten habe ich gesehen, für den vierhundert geboten wurden.“

„Nein,“ fuhr er fort, „es handelte sich gar nicht einmal um Liebhaberpreise, es waren ganz gewöhnliche Strauße. Sogar ein bißchen abgefallen — ruppig — infolge der Ernährung. Es waren auch gar keine besonderen Bedingungen bei dem Angebot. Fünf Strauße auf einem Ostindienfahrer müßten ja keinen besonders hohen Preis einbringen, sollte man denken. Aber die Sache war die: einer von ihnen hatte einen Diamanten verschluckt.“

Der Kerl, von dem er ihn hatte, war Sir Mohini Radischah, ein kolossaler Proh — so ein rechter Piccadilly-Proh — bis zum Hals; darüber freilich saß ein widerlicher schwarzer Kopf und ein schwankender Turban, mit dem Diamanten daran. Der verdammte Vogel pickt auf einmal zu und hat ihn auch schon; und wie der Kerl ein Gezeiter erhebt, merkt das Vieß augenscheinlich, daß es was angestellt hat, und mischt sich einfach unter die anderen, um sein Inognito zu wahren. Die ganze Geschichte dauerte höchstens eine Minute. Ich war einer von den ersten, die dazu kamen: der Heidenkerl stand da und rief alle seine Götter an, und zwei Matrosen und der Wärter der Vögel standen daneben und lachten sich halb krank. Es war ja auch, wenn man's so bedenkt, eine komische Art, einen Diamanten zu verlieren. Der Wärter war im Augenblick jaust nicht bei der Hand gewesen und wußte nicht, welcher von den Vögeln es war. Also glatt verloren, was? Mir tat's, ehrlich gestanden, nicht einmal leid. Die ganze Reise schon hatte der Lump mit seinem elenden Diamanten geproßt.

Natürlich geht so was wie ein Lauffeuer von Stern bis Achter auf einem Schiff. Jedermann sprach davon. Der Bengale ging in seine Kajüte, um sich auszutoben. Beim Diner — er leistete sich zusammen mit zwei anderen Dinus einen besonderen Tisch — zog ihn der Kapitän ein bißchen mit der Geschichte auf, und er regte

sich mächtig auf darüber. Er wandte sich zu mir und redete allerhand auf mich ein: die Tiere kaufen, das wolle er nicht, seinen Diamanten wolle er. Das sei sein gutes Recht — als englischer Untertan. Der Diamant müsse einfach gefunden werden. Er würde ans Parlament appellieren. Der Straußenwärter war einer von den Strohlöchern, denen man überhaupt keinen Gedanken beibringen kann. Er weigerte sich rundweg, den Vögeln durch irgend ein Mittel beizukommen. Er habe seine Instruktionen: so und so habe er die Vögel zu füttern, so und so habe er sie zu behandeln, und wenn er dies nicht tue, so könne ihn das sein Amt kosten. Radischah wünschte, daß eine Magenpumpe angewendet werden sollte. Aber bei Vögeln geht das doch nicht — was? Ueberhaupt war er gepropft voll von allerlei blödsinnigen Gesetzesparagrafen, wie fast alle von diesen Bengalenlerlen — redete von Beschlagnehmung der Tiere und so weiter und so weiter. Aber ein alter Herr, dessen Sohn Rechtsanwalt in London war, behauptete, was ein Vogel verschlänge, sei nachher ipso facto ein Teil des Vogels, und der einzige Weg, der dem Bengalen offenstehe, sei eine Klage auf Schadenersatz; und auch dann noch könne man vielleicht selbstverschuldete Fahrlässigkeit nachweisen. Er habe ja keinerlei Recht, sich in der Nähe eines Strauße herumzutreiben, der ihm nicht gehöre. Den Bengalen brachte das gewaltig auf, weil wir fast alle dem alten Herrn recht gaben. Ein Jurist war zufällig nicht an Bord, so ließ eben jeder seiner Ansicht freien Lauf. Schließlich, hinter Aden, schien der Bengale selbst sich zu der allgemeinen Ansicht bekehrt zu haben; er unterhandelte insgeheim mit dem Wärter und bot ihm eine Summe für alle fünf Strauße.

Nächsten Morgen, beim Frühstück, war der schönste Spektakel. Der Mann war nicht ermächtigt, mit den Vögeln zu handeln, und ließ sich durch nichts auf der Welt bewegen, sie zu verkaufen; aber wie es scheint, erzählte er dem Bengalen, ein Eurasier namens Potter hätte ihm schon ein Angebot gemacht. Daraufhin klagte Radischah Potter öffentlich vor uns allen an. Ich glaube freilich, die meisten von uns fanden es ganz schlau von Potter, wenigstens ich weiß, als Potter sagte, er hätte in Aden wegen Ankaufs der Vögel nach London beschickt und erwarte in Suez die Antwort, verwünschte ich von ganzem Herzen, daß ich mir die Gelegenheit hatte entschlüpfen lassen . . .

In Suez, wo die Vögel wirklich in den Besitz Potters übergingen, fing Radischah an zu heulen — ganze wirkliche nasse Tränen — und bot ihm ohne Zögern zweihundertfünfzig Pfund für die fünf Vögel — also mehr als zweihundert Prozent von dem, was Potter gegeben hatte. Potter behauptete, fangen ließe er sich, wenn er auch nur eine Feder von ihnen hergäbe — er würde sie nacheinander abschlachten, um den Diamanten zu finden; später, bei näherer Ueberlegung, wurde er aber doch ein bißchen zugänglicher. Er war eine Spielratte, dieser Potter, und nicht ganz sauber, wo sich's um Karten handelte, und ich glaube, just die Art von Lotteriehändler muß ihm ausnehmend behagt haben. Na, jedenfalls erbot er sich — um des Wils willen —, die Vögel einzeln an einzelne zu versteigern, und zwar mit einem Mindestgebot von achtzig Pfund das Stück. Einen davon würde er auf gut Glück hin selber behalten.

Sie müssen wissen, der Diamant war ein wertvolles Stück; ein kleiner jüdischer Diamantenhändler, der auch an Bord war, hatte ihn auf drei- bis viertausend Pfund eingeschätzt, als der Bengale ihn gezeigt hatte. Darum schlug die Idee mit der Straußenlotterie auch so ein. Nun hatte ich ganz zufällig mit dem Mann, der die Strauße versorgte, über dies und das gesprochen, und da hatte er gelegentlich erwähnt, einer von den Vögeln sei nicht recht munter, er vermute, es seien Verdauungsbeschwerden. Das Tier hatte eine fast weiße Feder in seinem Schwanz; daran kannte ich es; und als es bei der Auktion am nächsten Tage als erstes an die Reihe kam, überbot ich Radischahs fünfundsachtzig Pfund mit neunzig. Ich glaube, mein Angebot klang fast ein bißchen zu eifrig und sicher; jedenfalls kamen ein paar von den anderen auf den Gedanken, ich müsse Bescheid wissen, und der Bengale trieb den Vogel in die Höhe — einfach verrückt — wie ein Unzurechnungsfähiger! Schließlich wurde er dem jüdischen Diamantenhändler für 175 Pfund zugeschlagen; Radischah sagte gerade noch 180, just nachdem der Hammer gefallen war. So wenigstens behauptete Potter. Na, jedenfalls hatte ihn der jüdische Händler und holte auf der Stelle eine Plinte und schoß ihn tot. Potter schlug darüber einen Heidenlärm, weil er behauptete, es würde den Verkauf der drei anderen Tiere beeinträchtigen, und der Bengale führte sich natürlich auf, wie ein Blödsinniger. Alle waren wir furchtbar aufgeregt. Ich kann Ihnen sagen, ich war mehr als froh, als die Sektion vorüber und kein Diamant gefunden war. Mehr als froh! Ich hatte mich selber bis zu hundertvierzig Pfund versteigert bei dem Tier!

Der kleine Jude war wie fast alle Juden: — er machte weiter kein großes Geschrei von seinem Reich; aber Potter weigerte sich, weiterzumachen mit der Auktion, bis festgestellt war, daß die Ware nicht vor Schluß des Verkaufes ausgeliefert werden sollte. Der kleine Jude versuchte geltend zu machen, daß der Fall hier denn doch ein ganz besonderer wäre; und da die Stimmen ziemlich geteilt waren, wurde die Geschichte bis nächsten Morgen vertagt. Na, ich kann Ihnen sagen, es ging recht lebhaft zu, abends bei Tisch; aber schließlich setzte Potter seinen Willen durch. Denn das war klar: er ging auf jeden Fall sicherer, wenn er alle Vögel behielt, und ein bißchen Rücksicht waren wir ihm schon schuldig für

sein sportsmannsmäßiges Benehmen. Der alte Herr, dessen Sohn Jurist war, sagte, er hätte sich die Sache über Nacht überdacht, und es sei sehr zweifelhaft, ob der Diamant, wenn er wirklich in einem der aufgeschnittenen Tiere gefunden würde, nicht dem ursprünglichen Besitzer zurückerstattet werden müsse. Ich weiß noch, daß ich behauptete, das siele vermutlich unter die Paragraphen des Fundgesetzes — was tatsächlich auch das einzig Richtige war. Nach langem, hitzigem Streit einigten wir uns schließlich dahin, daß es auf jeden Fall eine Dummheit sei, den Vogel an Bord des Schiffes zu schleppen. Daraufhin wurde der alte Herr immer langatmiger in seinen juristischen Auseinandersetzungen und versuchte zu beweisen, die ganze Aktion sei eine Lotterie und also ungesetzlich; er wandte sich sofort an den Kapitän. Aber Potter erklärte, er verkaufe die Tiere einfach als Strauße. Er behauptete ja gar nicht, er wolle Diamanten verkaufen — er habe das nie als Köder ausgehängt. Die drei Vögel, die er versteigerte, enthielten seines Wissens und Gewissens keinen Diamanten. Der Rede hoffentlich in dem, den er selber behalte . . .

Trotz alledem stiegen die Preise am nächsten Tag noch hoch genug. Die Chancen standen heute immerhin vier zu fünf — gegen gestern —, das gab natürlich eine Hauffe. Die verfluchten Viecher erzielten einen Durchschnittspreis von zweihundertfieben- undzwanzig Pfund. Aber komisch: der Bengale triegte auch nicht einen. Wahrhaftig — nicht einen! Er verführte viel zu viel Spektakel. Wenn's ans Bieten ging, schwächte er von Gesetzesparagrafen — und Potter schilanierte ihn außerdem ein bißchen. Eins von den Tieren fiel einem schweigsamen jungen Schiffsoffizier zu, ein zweites dem kleinen Juden, das dritte ersteigerten die Maschinisten unter sich. Daraufhin war Potter auf einmal sehr reuevoll, daß er die Tiere überhaupt verkauft hätte, behauptete, er hätte glatt tausend Pfund weggeschmissen und jedenfalls eine Arie gezogen, und überhaupt, er sei immer ein Schafstopf gewesen. Aber als ich ihn auffachte, um ihm ein bißchen gut zuzureden und ihm plausibel zu machen, er hätte doch immerhin eine Chance, erfuhr ich, daß er seinen Vogel schon einem Diplomaten verkauft hatte — irgend so einem Kerl, der während seines Urlaubs indische Sitten und soziale Fragen studiert hatte. Das — der letzte Strauß — war der zu dreihundert Pfund. Na, schön! Also drei von den Viechern schafften sie in Brindisi an Land — obgleich der alte Herr behauptete, es sei gegen alles Zollreglement. Und auch Potter und der Bengale schifften sich mit ihnen aus. Der Letztere gebärdete sich wie ein Verrückter, als er seinen Diamanten sozusagen nach allen Himmelsrichtungen hin verschwinden sah. Er schrie bloß immerzu, er hätte das Eigentumsrecht — wahrhaftig — dies Eigentumsrecht sah ihm ordentlich auf dem Gehirn! — und schrieb den Kerlen, die die Tiere erstanden hatten, seinen Namen und seine Adresse auf, damit sie ihm den Diamanten schicken sollten. Na ja — von denen wollte keiner seinen Namen wissen oder seine Adresse . . . Und noch weniger sich selber ausliefern . . . Ein schöner Kaufhandel war das — das kann ich Ihnen sagen! Mitten auf dem Percon! Jeder fuhr mit einem anderen Zug ab. Ich fuhr nach Southampton; und dort sah ich das letzte von den verdamnten Viechern. Es war das Tier, das die Maschinisten erstanden hatten. Es stand dicht an der Landungsbrücke in einer Art Korb . . . Na, wahrhaftig, dürrer und knochiger konnte kein Diamant gefaßt sein . . . wenn ein Diamant drin gefaßt war! Wie die Geschwächte ausging? Na ja . . . Eben so! Immerhin . . . etwas hab' ich doch noch erlebt, was vielleicht eine Art Streiflicht darauf wirft. Ungefähr acht Tage, nachdem wir gelandet waren, machte ich Besorgungen in Regent Street. Und wen sah ich da? Arm in Arm . . . in wosiger Laune? Den Bengalen und Potter! Immerhin . . . eine nachdenkliche Sache . . .

Na ja! Ich hab' mirs ja auch überlegt. Aber wissen Sie — recht war der Diamant . . . ganz zweifellos. Und Padijschah war wirklich einer der bekanntesten Hindus. Ich habe selber seinen Namen so und so oft in den Zeitungen gelesen. Aber freilich . . . ob der Vogel den Diamanten wirklich verschluckt hat . . . das ist wieder eine andere Frage . . . ja — ja — ganz recht!

## Spielhagens Ausgewählte Romane.

Unter den älteren deutschen Prosafikern großen Stils sind es besonders zwei, die auch für die Arbeiterschaft viel bedeuten. Den einen: Robert Schweißel, der zudem der sozialdemokratischen Partei seit ihrer eigentlichen Gründung (Nürnberger Kongreß 1869) angehört hatte, bedt seit Frühjahr 1907 die Erde. Der andere, Friedrich Spielhagen, weilt, fast 82 Jahre alt, noch unter den Lebenden. Beide Dichter haben auf dem Gebiet des großzügigen historischen Romans ihre bedeutendsten schöpferischen Leistungen vollbracht. Während aber Schweißels größte Romane — wie: „Um die Freiheit“ — „Fallner von St. Vigil“ — „Der Artzschwinger“ — Epochen revolutionärer Volksaufstände (Bauernkrieg; Tiroler Freiheitskampf; Polnische Revolution 1863) gleichsam als flammende Höhenfeuer vor dem Leser aufleuchten und von vorn herein die Sonderstellung bezeichnen, die der Autor zur notleidenden, bedrückten Masse stets bis zu seinem Tode behauptet hat, erlor Spielhagen sich die Aufgabe, die Entwicklungskämpfe des deutschen Volkes seiner Zeit in zahlreichen sozialpolitischen Romanen einzufangen, wieder in anderen das Leben der bürgerlichen und

aristokratischen Gesellschaft zu schildern oder psychologische Charaktergemälde einzelner Persönlichkeiten im Kampfe um sich selbst und mit der Umwelt als Sieger oder Besiegte zu schaffen. Schweißel bewegt sich nur einmal auf reichsdeutschem Boden, und zwar mit seinem vorzüglichen Gesellschaftsroman „Sein oder Nichtsein“; während seine übrigen Romane, Romellen und Erzählungen die schweizerisch-tiroler Alpenländer oder auch, was speziell die Novelle „Camilla“ angeht, Italien zur Heimat haben. In zahlreichen kleineren Erzählungen hat er dann besonders die deutsche Arbeiterbewegung zu seiner Domäne erwählt. Erschwerend für ihn war, daß er zwei Jahrzehnte seines Lebens an politische Verbannung und journalistische Scheinexistenz verlor; weshalb er erst sehr spät, als angehender Fünfziger, zu eigentlicher Stetigkeit und Entfaltung seiner schöpferischen Kräfte gelangte. Für Spielhagen lagen die Verhältnisse ungleich günstiger. Die Volksbewegung von 1848/49 fiel in sein erstes Semester als Student. Sie konnte ihm nichts anhaben, weil er politisch unbescholten war. Ihm konnte also weder die Aussicht auf eine staatliche Beamtenkarriere vernichtet, noch das Recht der Freizügigkeit im Vaterlande verwehrt werden — wie Schweißel. Und obgleich auch er in seinen Entwicklungsjahren viel zwischen Entbehrung und journalistischem Broterwerb umhergeworfen wurde — er blieb doch immer in Deutschland; ja fast ausnahmslos zwischen Oder und Weser in altpreussischen Provinzen. Er hatte immer den Kern der niederdeutschen Volkstämme vor Augen; daher kam es denn, daß sich seine Sehnsucht an heimatischen Verhältnissen und Zuständen schärfen konnte, bevor er zu ihrem Schildern herangereift war. Hier wurzelte Spielhagen; und hier war es ihm vergönnt, sein Bestes zu geben. Worin aber beide sich berühren, das ist ihr mannhafter unbestechlicher Charakter, den sie gerade als Schriftsteller immer und in jeder widrigen Lage behauptet haben; desgleichen ihr verwandtes Streben, durch ihr Schrifttum für Humanität, Freiheit und Gerechtigkeit zu wirken. Leicht war es keinem, sich durchzusetzen; obwohl doch Spielhagen das bessere Los gezogen hatte, insofern nämlich, als er nicht, wie Schweißel die Brücken zur großen bürgerlichen Gesellschaft abbrach, sondern mit beiden Füßen in ihr stehen blieb, wiewegen alle seine Erfolge stets von ihrer Gunst getragen wurden. Da er diese Gesellschaft in allen ihren politischen Wandlungsprozessen schilderte, war es doch ganz natürlich, daß er selbst von ihren Mängeln nicht frei bleiben konnte.

Nichts zeigte das deutlicher, als der Zusammenstoß des Dichters Spielhagen mit den „Jünglingsdeutschen“ zu Anfang der neunziger Jahre. Sie, die sich zum äußersten Flügel der Linken geschlagen hatten, soziale Ideen verfolgten, demzufolge auch das Prinzip des „konsequenteren“ Naturalismus, nachher des künstlerischeren Realismus in Kunst und Dichtung forderten, dokumentierten durch ihre leidenschaftlichen Angriffe, obwohl mehr instinktiv als von klarer Erkenntnis geleitet, daß Spielhagen im Grunde genommen nur sehr wenig vor den gleichfalls gut bürgerlich gebliebenen Vertretern des Epigonenstums voraus hatte. Trotzdem war Spielhagens Schaffenslust noch frisch genug, um die von dem Schrifttum der Modernen hinübergewonnenen Anregungen nach Möglichkeit zu verwerten und so sich ihren Prinzipien zu nähern. Hier von legen denn auch die meisten seiner späteren Romane Zeugnis ab. Sie behandeln mit wenig Ausnahmen geistige und Persönlichkeitsprobleme. Allerdings tragen auch sie alle Eigenheiten ihres Autors an sich, sie leiden zu meist an tragischen Auslängen und an einer gewissen Einseitigkeit sowohl ihrer technischen Anlage als Betrachtungsweise.

Das hindert indes nicht, Spielhagen schon wegen der großen Horizonte, die er in seinen Erzählungswerken aufrollt, als den bedeutendsten Romancier unter seinen noch lebenden Altersgenossen zu bezeichnen. Das Interesse an ihm ist eher intensiver geworden und in die Breite gegangen, als es abgenommen hätte.

Vor zwei Jahren ließ der Verlag L. Staackmann-Leipzig die erste fünfbandige Serie ausgewählter Spielhagenischer Romane als „Volksausgabe“ vom Stapel. Nicht bloß, „daß die gewaltige Auflage — wie Staackmann mitteilen konnte — in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit vergriffen war“, sondern es mußte auch dem Verlangen nach einer Fortsetzung der „Ausgewählten Werke“ stattgegeben werden. So liegt denn jetzt der „Volksausgabe“ zweite Serie vor.

Sie umschließt, wieder in fünf Bänden, diesmal nicht weniger als zehn Romane, mithin drei mehr wie die erste Serie. Trotzdem ist der Preis: 20 M. ohne, 22 M. mit fester Kassetten für die gebundenen Bände wieder gleich geblieben. Druck, Ausstattung, Einband sind durchaus gediegen. Vielleicht dürfte diese zweite Serie einer noch weit lebhafteren Nachfrage begegnen; enthält sie doch zwei Romane, die zu Spielhagens allerberühmtesten Schöpfungen gehören: „In Reich und Glied“ und „Hammer und Ambos“.

Der erstere ist für uns, abgesehen von der hier geschilderten Periode des Niesenkampfes zwischen Arbeit und Kapital, auch insofern sehr bemerkenswert, als Spielhagen für den Haupthelden Leo Gutmann Ferdinand Lassalle zum Vorbild genommen hat. Freilich werden wir diesen kaum wiedererkennen. Und Dr. Hans Henning, des Dichters Biographie urteilt in diesem Licht und Schatten objektiv verteilenden Werke („Friedrich Spielhagen“, gleichfalls bei Staackmann 1910 erschienen) sehr zutreffend: „Das Genialische dieses modernen Gracchus (Lassalle) tritt in Leo Gutmann sehr hinter dem geistreichen Fanfaron und jungdeutschen Salonhelden zurück, der die Lösung der sozialen Frage mehr durch Reden und Leitartikel durchführen zu können glaubt, als

durch ein In-die-Zat-Umsetzen eines bestimmten Programms. Gutmann ist Genuesenisch, der nach dem Glanz des bekämpften und heimlich beneideten Adels schielt und in unerfülllicher Gier vier Frauen besitzen möchte, zwischen denen er hin- und her schwankt." Spielhagen hatte eben Lassalle nebst der Arbeiterbewegung viel zu nah gehabt, ohne doch weder zu dem einen noch zu der anderen in unmittelbare Beziehung getreten zu sein. Er erlag dem falschen Rauber einer um Lassalle gebreiteten Romantik, wie so viele. Worauf es Spielhagen indessen doch ankam, war, zu zeigen, „daß dem Volke nicht geholfen werden kann durch einzelne geniale Menschen — mögen sie nun Lassalle oder Bismarck oder sonstwie heißen —, sondern nur durch solche, die sich zu dem Gedanken der Solidarität der menschlichen Interessen durchgerungen haben, die diesen Gedanken in alle Modifikationen, soweit es ihnen möglich ist, verfolgen, und deren ganzes Tun infolgedessen nun auch nichts weiter als die Objektivierung dieses Gedankens ist“.

Wie „In Reih und Glied“ so zählt auch „Hammer und Amboss“ zu den wertvollsten Schöpfungen Spielhagens. Der Satz seines Helden: „Nur die Arbeit kann uns freimachen“ bildet gewissermaßen das Leitmotiv der ganzen Handlung. Kein Mensch ist bloß Hammer oder bloß Amboss; er „ist beides zu gleicher Zeit“. Und dann wird dies Werk von einem freudigen Optimismus, von einem frommen Glauben an die Güte der Menschennatur und vor allem an den wachsenden Sieg des Guten und Tüchtigen in unserer Zeit durchzogen.

Ferner begegnen wir dem genial komponierten Vormärzroman „Platt Land“, dem wohligen Erdgeruch ausströmenden „Was die Schwabe sang“, der grandiosen, vielleicht schönsten Dichtung „Nuisiana“, für die Goethes „Mann von fünfzig Jahren“ Vorbildlich gewesen ist. Während „Noblesse oblige“ zur Zeit Napoleons in Deutschland (1806—1812) spielt, „Deutsche Pioniere“ bis in den siebenjährigen Krieg hineinragen, schwingt in „Selbstgerecht“, „Mesmerismus“ und „Faustulus“ sehr viel Intimes und Persönliches mit hinein. Bald ist es der „Uebermensich“ Nießche, bald der Dichter selbst, bald auch, wie in „Faustulus“ Spielhagens Jugendfreund Adalbert Medlenburg, dieser früh geendigte Arzt und genialistisch veranlagte Poet, die in den Mittelpunkt gestellt werden.

Was von Spielhagens sozialpolitischen Romanen gilt, daß sie nämlich doch schon für unsere Gegenwart etwas angeführt erscheinen, obwohl sie in Anbetracht der preussischen Junkerberrschaft immer wieder aktuelles Interesse haben, gilt für die zuletzt genannten kleineren Romane nicht. Spielhagen wird also wohl noch weiter fleißig gelesen werden.

Ernst Kreowski.

## Kleines feuilleton.

### Aus der Vorzeit.

Die ältesten menschlichen Geräte. Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts ist noch immer ungelöst und wird es wohl auch noch lange bleiben. Da die geologische Zeitrechnung gleichfalls noch recht rückständig ist und für die Länge der vergangenen erdgeologischen Epochen, selbst für die der Gegenwart zunächstliegenden, nur sehr unbestimmte Zeiträume anzugeben vermag, müßte man sich überhaupt vorläufig damit begnügen, das wahrscheinlichste Alter des Menschen nach der Altersfolge der geologischen Ablagerungen zu ermitteln. Aber auch mit dieser Einschränkung ist unser Wissen noch recht unsicher. Ohne Zweifel hat der Mensch während eines Teils der Eiszeit in Mitteleuropa bereits gelebt; aber wie weit sein Ursprung zurückreicht, kann nicht einmal mit einiger Bestimmtheit gesagt werden. Funde in andern Erdteilen, zum Beispiel in Indien, haben es jedoch wahrscheinlich gemacht, daß es Menschen schon in der geologischen Periode, die der gesamten Eiszeit vorausging, also im Tertiar, gegeben haben mag. Dieser Schluss ist freilich nicht aus körperlichen Ueberresten des Menschen, sondern nur aus dem Vorhandensein von bearbeiteten Geräten in so alten Schichten des Bodens gezogen worden. Jetzt kommt eine überaus wichtige Nachricht aus England, wonach in der Gegend von Ipswich eine größere Zahl von bearbeiteten Feuersteinen gefunden worden ist, die zum mindesten älter sein müssen als alle bisher dort nachgewiesenen Reste dieser Art. Sie lassen eine recht sorgsame Zurechtung erkennen. Ihre wesentlichste Eigenschaft aber besteht darin, daß auf ihren Oberflächen einige Gletscherschrammen zu sehen sind, woraus sich ergibt, daß sie bereits zu einer Zeit am Boden gelegen haben müssen, als die nordischen Gletscher noch ganz über Mitteleuropa und auch über England sich hinwegwälzten. Eine genaue geologische Untersuchung hat es unzweifelhaft gemacht, daß die Schichten, in denen diese Feuersteine gefunden worden sind, noch ihre ungestörte Lagerung besitzen und von einem Alter sind, das der ganzen Eiszeit vorausging.

### Naturwissenschaftliches.

Theodor Schwann. (Zu seinem 100. Geburtstag.) Theodor Schwann wurde am 7. Dezember 1810 zu Reuß a. Rh. geboren, am 11. Januar 1881 starb er in Köln. Schwann war mit Schlehden der Begründer der Zellenlehre, die dann Virchow zu einem stolzen Bau erweiterte. Schwann kann infolge seiner bahnbrechenden Arbeiten als Vater der modernen Bakteriologie angesehen werden. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

werden. Es ist, wie Virchow sagt, das unsterbliche Verdienst Schwanns, daß er von der Zelle beginnend und bis zu den Geweben des fertigen Individuums die beständige Wirkung der Zellen auf das Werden des ganzen Körpers nachgewiesen hat. „Wir müssen“, so erklärt Schwann in seinem Vorwort über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen, „überhaupt den Zellen ein selbständiges Leben zuschreiben, das heißt die Kombinationen der Moleküle, wie sie in einer Zelle vorhanden sind, reichen hin, die Kraft frei zu machen, durch welche die Zelle imstande ist, neue Moleküle anzuziehen. Der Grund der Ernährung und des Wachstums liegt nicht im Organismus als Ganzem, sondern in den einzelnen Elementarteilen der Zellen“. Damit war ein Gedanke wieder aufgenommen, der seit Jahrhunderten in der Wissenschaft von Zeit zu Zeit aufgetaucht, aber immer wieder verloren gegangen war, der im Volke seit Jahrtausenden lebte, der Gedanke von dem Eigenleben der Zelle. Dabei war diesem Gedanken gleichzeitig eine Form gegeben, die den Eintritt in die strenge Wissenschaft gestattete. Ohne Schleiden und Schwann hätte Virchow seinen berühmten Satz: jede Zelle stammt aus einer anderen, nicht ausgesprochen. Schwann lebte in jener glücklichen Zeit — die heutige Forscherwelt mag ihn darum beneiden — in der die ersten guten, handlichen und aus den Erparnissen eines studentischen Wechsels erschwinglichen Mikroskope auf den Markt kamen, die glücklichen Tage, wo es noch möglich war, durch Schaben mit dem Fingernagel über eine tierische Membran fundamentale Entdeckungen zu machen. Das Mikroskop war aber nicht Schwanns einziges Werkzeug. Ausgestattet mit dem Reizzeug chemischer Kenntnisse betätigte sich Schwann auch auf dem Gebiete der physiologischen Chemie und wurde der Entdecker des Verdauungsfermentes im Magen, das er Pepsin benannte. Seine Untersuchungen über die Hefe haben Schwann zum Vorläufer eines Pasteur und Koch gemacht. Seiner Vorliebe für die Anfertigung von Apparaten verdankt die Welt den ersten Apparat, der den Aufenthalt in Räumen mit nicht atembarer Luft gestattet; er ist nach den gleichen Prinzipien aufgebaut, wie unsere neuen Sauerstoff-Rettungsapparate.

### Physikalisches.

Neues vom Ultramikroskop. Als das Mikroskop an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt war, und damit die Erforschung der kleinsten Strukturelemente für immer brachgelegt erschien, entstand vor einigen Jahren in dem Ultramikroskop ein neues Hilfsmittel, das ebendort einsetzte, wo das schärfste Mikroskop versagte. Das von Siedentopf und Szygombi konstruierte neue Instrument beruht wesentlich auf der Erscheinung der Beugung des Lichtes. Wenn ein Sonnenstrahl durch eine Ritze fällt und ein Beobachter senkrecht diesen betrachtet, so nimmt er die wohlbekannten Sonnenstäubchen, kleinste Staubpartikelchen wahr, die auf keine andere Weise vom Auge perzipiert werden können.

Neue Mikroorganismen sind mit dem Ultramikroskop nicht gefunden worden, wie man zunächst erwartete. Dagegen hat es die schönsten Dienste in der Erkennung der unbelebten Materie geliefert. Und wenn es auch nicht gelungen ist, die die Materie aufbauenden Moleküle zu Gesicht zu bekommen, so ist man doch nicht mehr weit entfernt davon, Körperchen, die nicht größer sind als 0,000 006 Millimeter — das entspricht schon beinahe der berechneten Größe mittlerer Moleküle — vermittelt einer neuen Modifikation des Apparates zur Wahrnehmung zu bringen. Chemische Umwandlungen, elektrolytische und photochemische Prozesse, deren Endresultate man bisher nur kannte, lassen sich in Einzelphasen sondern, und schließlich noch auf der photographischen Platte dauernd eintragen. So berichtet Werner Medlenburg in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift von den Vorgängen bei der Elektrolyse von Kupfersulfat. Bevor die Elektrolyse begann, sah man in der Lösung einige in lebhafter — sogenannter Brownscher Molekularbewegung — befindliche Punkte. Als Strom hindurch gesandt wurde, begannen die Punkte zur negativen Elektrode hinzuwandern. Wurde der Strom gewendet, so wanderten die Punkte nach der entgegengesetzten Richtung. Besonders drastisch wird der Eindruck dadurch, daß man Wechselstrom verwendet. Dann schwanfen die Punkte hin und her, nähern und entfernen sich, bilden bei den Elektroden Ansammlungen, wimmeln bienenartig durcheinander, gleichsam ungeschlüssig, welcher Weg der richtige ist.

Vermittelt des neuen Modells, das mit Dunkelbelichtung durch Zentralblende im Kondensator ausgerüstet ist, gelingt es, die bisher unbekanntesten Vorgänge bei der Umwandlung des weißen in den roten Phosphor zu verfolgen. Der optisch „leere“ weiße Phosphor beginnt in der Quarzkammer des Ultramikroskopes bei Belichtung sich mit hellen Punkten zu füllen, deren Lichtfülle so stark wird, daß das Auge des Beobachters geblendet würde, wenn er sich nicht eines schützenden Kobaltglases bediente. Die leuchtenden Teilchen strecken nach verschiedenen Richtungen, gleich als sie belebt wären, Fortsätze aus. Dabei ändert sich ihre Färbung: sie laufen rot an, Körper sowohl als Fortsätze, offenbar eine photochemische Reaktion. Innerhalb kurzer Zeit verwandelt sich das ganze Gesichtsfeld in ein rotes, dunkle Räume einschließendes Maschenwerk. Aus dem weißen Phosphor ist mit einer kolloidalen Zwischenphase roter Phosphor geworden. Diese zwei Beispiele zeigen, wieviele Rätsel das Ultramikroskop voraussichtlich zu lösen imstande sein wird.